St. Quirinus-Blatt

Gratisbeilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Nr. 35. Neuß, den 28. August. 1903.

Inhalt: 1. Kirchlicher Wochenkalender. — 2. Unterweiſung: Mann und Frau in religiöſer Wechſelwirkung. — 3. Die heilige Hedwig, Ahnfrau Kaiſer Wilhelms. — 4. Die Erbſchaft. — 5. Tauſend Louisdor — oder die Guillotine. — 6. Im Angeſichte der Ewigkeit. — 7. Gedanken des heiligen Alphons. — 8. Gottesdienſt-Ordnung.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 30. Auguſt. 13. Sonntag nach Pfingſten. Roſa von Lima.
Montag, 31. Auguſt. Raymundus Nonnatus. Paulinus.
Dienſtag, 1. September. Aegidius.
Mittwoch, 2. September. Stephan von Ungarn.
Donnerſtag, 3. September. Manſuetus.
Freitag, 4. September. Ida. Irmgard. Roſalia.
Samſtag, 5. September. Laurentius. Juſtiniani.

Dreizehnter Sonntag nach Pfingſten.

Evangelium: Lucas 17, 11—19.

„In jener Zeit, als Jeſus nach Jeruſalem reiſte, zog Er mitten durch Samaria und Galiläa. Da kam Er zu einem Flecken, und es begegneten Ihm zehn ausſätzige Männer. Sie blieben von ferne ſtehen, erhoben ihre Stimme und riefen: „Jeſus, Meiſter, erbarme Dich unſer!“ Als Er ſie ſah, ſprach Er zu ihnen: „Gehet hin und zeiget euch den Prieſtern!“ Und es geſchah, während ſie hingingen, wurden ſie rein. Als nun einer von ihnen ſah, daß er geheilt war, kehrte er zurück und lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf ſein Angeſicht, Jeſu zu Füßen, und dankte Ihm. Dies war ein Samariter. Jeſus antwortete und ſprach: „Sind nicht zehn rein geworden? Wo ſind denn die neun? Findet ſich keiner, der zurückkommt und Gott die Ehre gibt, als dieſer Ausländer?“ Und Er ſprach zu ihm: „Steh' auf und gehe! Dein Glaube hat dir geholfen.“

Unterweiſung.

Mann und Frau in religiöſer Wechſelwirkung.

(Nachdruck verboten.)

Eigentlich wollte ich heute ein anderes Thema angeſchnitten und Schluß gemacht haben mit der religiöſen Bethätigung des Mannes, die für das Religionsleben der Frau durchaus nothwendig iſt. Aber die packenden Worte, welche der Präſident der Kölner Jubelkatholikenverſammlung, Herr Gymnaſialdirektor Dr. von Orterer, am vorigen Montag in der erſten öffentlichen Verſammlung geſprochen hat, haben meine Gedanken wieder auf das zuletzt behandelte Thema zurückgelenkt: er ſagte: „Nicht vergeſſen will ich hier der edlen Frauen, auch ſie will ich begrüßen, wenn ſie auch, wie es Sitte iſt, hinter den Männern ſitzen. (Heiterkeit.) Später wird es anders werden! (Beifall.) Es werden „ſtarke Frauen“, ‚mulieres fortes‘, im Sinne der hl. Schrift unter Ihnen ſein, Frauen, die ihre Männer beſtärken im Glauben und in der Arbeit für den Glauben. Und wenn Sie einen ſchlafmützigen Mann daheim haben, dann ziehen Sie heim und ſagen Sie ihm: Gehe auch du in ſolche Verſammlungen, ſiehe, wie es zugeht und arbeite auch!“ — Ja, hier iſt der Spieß umgedreht. Der Mann ſollte als Haupt der Familie gerade in bezug auf den Glauben, die Religion, dem Weibe als Beiſpiel voran-

leuchten, der ſtete Antrieb in religiöſer Beziehung ſein, aber es iſt leider in vielen, vielen Familien nicht ſo. Was iſt da zu machen? Man muß in Gottes Namen umgekehrt anfangen, das Weib muß dann das ſein, was der Mann ſein müßte, ‚fortis in fide‘ „ſtandhaft im Glauben“, und ſogar als „ſtarkes Weib“ nicht der muskulöſen Arme mit hochgeſchwungenem Kochlöffel und der Kraft des Mundorgans ſondern des Geiſtes und des Willens zum Guten, Schönen, Wahren den Mann antreiben zu gleicher Bethätigung. Das iſt es, was einſichtige Führer des katholiſchen Volkes mit ihrer Befürwortung der Theilnahme unſerer Frauen und Jungfrauen an katholiſchen Veranſtaltungen öffentlicher Natur, wie Katholikenverſammlungen, Vereinsverſammlungen ꝛc., gewollt haben: „Durch die Frauen zu wirken auf die manchmal nachläſſigen katholiſchen Männer“. Und die Frau hat unleugbar in dieſer Hinſicht einen großen Einfluß auf den Mann; welcher Mann würde ſo leicht ruhigen, klaren, mit Gründen belegten Anſichten, zu denen ſich noch ſo eine kleine Bitte des Weibes geſellt, widerſtehen können? und zwar zu ſeinem Beſten? (in anderen Dingen muß ich natürlich anderer Meinung ſein.) Aber dazu gehört zunächſt, daß die Frauen für unſere Auffaſſung gewonnen, daß ſie aufgeklärt werden. Das beſorgen ja leider die Sozialdemokraten längſt für ihre verwerflichen Ziele; ſie haben ſogar ſchon Führerinnen aus dem weiblichen Geſchlechte: die Zetkin, die rothe Roſa u. a. ſind ja bekannt. „Später wird es anders werden“ behauptet Dr. von Orterer. Gewiß, es muß anders werden; auch die Frauen müſſen heran zum Kampfe für den Glauben und unſere heiligen Ideale!

Alſo, ihr Frauen, ſorgt, daß der Mann ſeine religiöſen Pflichten treu erfüllt, jedes Jahr wenigens 2 bis 3 mal zu den hl. Sakramenten geht (mehr wäre beſſer), mit Frau und Kindern zuſammenbetet und die Abende und Sonntage mit ihnen verbringt; ſorgt dafür, daß eine durch und durch katholiſche Zeitung im Hauſe iſt; arbeitet gegen farbloſe Blätter ꝛc., gegen übermäßige Theilnahme an Vergnügungsvereinen, aber treibt an zum Eintritt in die katholiſchen Vereine, zum Beſuche der Verſammlungen dieſer Vereine, macht ihm Muth, wenn er Angriffe erfahren muß, kurz ſteht ihm im Kampfe um den Glauben mit Rath und That zur Seite. Schauet hierbei auf die ſtarken Frauen des alten Teſtamentes, Judith, Eſther . . ., auf das ſtarke Weib des neuen Bundes „Maria“, auf die Martyrinnen St. Cäcilia, St. Agnes, St. Lucia, St. Agatha, St. Eliſabeth, St. Hedwig und zahlloſe andere! Dann wird wahr werden, was Dr. von Orterer zum Schluſſe, zu den Damen hingewandt, ausrief: „Was die Frauen, namentlich die frommen Frauen, in der Geſchichte unſerer Generalverſammlungen (ich füge hinzu „in der katholiſchen Bewegung überhaupt“) für eine Rolle ſpielen, iſt noch in keiner Zeitſchrift geſchrieben, aber es muß noch geſchrieben werden!“ Alſo vorwärts ihr „ſtarken Frauen“ für eure Männer, für den Glauben, für die Religion, für die katholiſche Kirche!

O wie große Verdienſte erwirbt man vor Gott, wenn man ſelbſt bei ungerechtem Tadel ſchweigt und ſich nicht entſchuldigt.

Aber kaum ſind die hundert Louisd'or in der Schatulle Lacombe's, ſo läßt er mit Ungeſtüm ihr andeuten: „Hundert Louisd'or ſind viel zu wenig; es müſſen im geringſten Anſchlag — tauſend ſein!“

Man denke ſich das Erſtaunen und die Beſtürzung der ſo ſchwer geprüften Gattin bei dieſer Forderung. Um ihr edles Herz noch mehr zu ängſtigen, ließ des Präſidenten Habgier die Verurtheilung ihres Mannes beſchleunigen. Es waren ihr nur drei Tage friſt geſtattet, um entweder die verlangte Summe aufzutreiben, oder — Düdon alsbald auf dem Blutgerüſte zu ſehen. —

Bei dieſer höchſt traurigen Bedingung fleht, bittet, bettelt Frau Düdon: man möchte ihr eine längere Friſt bewilligen; denn weil man all ihr Eigenthum unter Siegel gelegt, ſo wäre es ihr unmöglich, jetzt die tauſend Louisd'or zu erhalten, welche ſie jedoch mit leichter Mühe zuſammenbringen könnte, ſobald ihr Mann in Freiheit geſetzt wäre.“

Die Antwort lautete: „Entweder die Beibringung der tauſend Louisd'or bis längſtens zum dritten Tag, oder — Düdon zur Guillotine!“ —

Nun machte die arme Frau, wie ein gehetztes Wild, die Runde bei all' ihren Freunden und Bekannten, bei allen Reichen und Kapitaliſten, verſuchte jegliches Mittel, bot hohe Procente, ach! ihre heißen Thränen und ihre qualvollen Bitten fanden überall taube Ohren. Man wußte, daß der Präſident des Revolutions-Tribunals darauf ausging, Kunde darüber zu erhalten, — wer reich ſei und Geld vorräthig habe? — Und niemand wollte reich, Alle wollten arm ſcheinen.

So verſtrichen zwei Tage in vergeblichem Suchen.

Am dritten Tage führte die Verzweiflung die troſtloſe Gattin in die Wohnung ihres Peinigers. Sie umfaßte ſeine Kniee; ſie rief das Mitleid, die Gerechtigkeit, die Menſchlichkeit an, ſie bat um noch einige Tage Aufſchub mit der Hinrichtung. — Statt aller Antwort wendete ſich der Barbar zu einem ſeiner Agenten: Ich gehe auf's Tribunal; melde mir dort, ob du die Summe haſt?“

Frau Düdon, deren Verzweiflung nun keine Grenze mehr kannte, brach in ein Jammergeſchrei aus, und erfüllte mit Ihres Jammers Wehklagen, der mark- und beindurchdringenden, das Haus und die Straßen.

Als die Stunde der Audienz ſchlug, trat Lacombe's Unterhändler in den Sitzungs-Saal des Tribunals und ſagte kaltblütig: „Präſident, ich habe das Geld nicht.“

Ohne jede Zögerung wurde nun Düdon vorgefordert, verurtheilt und guillotinirt.

Zu den Füßen des Schaffots kniete Frau Düdon und ſchrie im Wahnſinn „Tod den Tyrannen!“

Und auch ſie brachte man alsbald unter das von dem Blut ihres Gatten noch triefende Fallbeil. —

Im Angeſichte der Ewigkeit.

Ein Geiſtlicher wurde eines Abends zu einem Kranken gerufen. Als er mit ihm allein war, erklärte ihm derſelbe kurz: „Hochwürden, ich habe Sie zu mir rufen laſſen, um vor der Welt kein Aergerniß zu geben. Ihres Troſtes bedarf ich nicht; denn ich glaube nicht an die Ewigkeit. Geben Sie ſich alſo keine Mühe, ſondern reden wir von gleichgiltigen Dingen.“ Der Prieſter, ein ſeeleneifriger Mann, war bei dieſen Worten allerdings überraſcht; doch verlor er ſeine Geiſtesgegenwart nicht. Er ſchwieg nach dieſer Rede des Kranken eine Zeit lang und holte ſich im Gebet Kraft und Erleuchtung. Dann zog er ſtillſchweigend ſeine Uhr aus der Taſche, hielt ſie dem Kranken vor die Augen und ſagte mit feierlicher Stimme: „Sehen Sie, jetzt iſt es zehn Uhr; wenn der Zeiger auf zwölf ſteht, werden Sie erfahren haben, ob es eine Ewigkeit gibt oder nicht.“ Nach dieſen Worten ſtand der Prieſter auf und verließ das Krankenzimmer. Schon nach einer Viertelſtunde wurde er aber wieder zu dem Kranken gebeten. Dieſe wenigen Worte hatten den Ungläubigen nachdenkend gemacht: der Glaube der Kindheit erwachte wieder in ihm und er bekehrte ſich. Er beichtete reumüthig und empfing die heiligen Sakramente.

Gedanken des heiligen Alphons.

Wer die ganze Welt beſitzt, ohne Gott zu beſitzen, hat nichts; wer nur Gott allein beſitzt, ohne auch irgend ein irdiſches Gut zu beſitzen, hat Alles.

Die Sorgfalt in Vermeidung kleiner Fehler iſt ein Damm und eine ſichere Schutzmauer gegen ſchwere Fehler.

Gebet immer jenen Handlungen den Vorzug, die euch Gott wohlgefälliger und der Eigenliebe am meiſten widerſtrebend erſcheinen.

Da Maria im Himmel Gott näher und inniger mit ihm vereinigt iſt, kennt ſie dort unſere Armſeligkeiten beſſer, hat größeres Mitleid damit, und kann uns wirkſamer zu Hilfe kommen.

Gottesdienſt-Ordnung.

für Sonntag den 30. Auguſt 1903.

In der Münſterkirche.

Morgens $^1/_2$6 Uhr: hl. Meſſe mit Predigt. — $^1/_2$7 Uhr: hl. Meſſe und gemeinſchaftliche hl. Communion der Mädchen des Jahrganges 1902 und der früheren Jahrgänge. — $^1/_2$8 Uhr: hl. Meſſe. — $^1/_2$9 Uhr: hl. Meſſe. — $^1/_2$10 Uhr: **Feierliches Hochamt.** — 11 Uhr: hl. Meſſe. — Nachmittags 3 Uhr: Andacht für die Verſtorbenen. — 5 Uhr: Andacht zu Ehren des hl. Quirinus.

Heute wird eine Collecte gehalten für die innere Herſtellung der Münſterkirche.

In der St. Marienkirche.

Morgens 6 Uhr: hl. Meſſe. — 7 Uhr: hl. Meſſe. — 8 Uhr: Schulmeſſe. — 9$^1/_2$ Uhr: **Hochamt.** — 11 Uhr: hl. Meſſe. — Nachmittags 5 Uhr: Roſenkranz-Andacht.

In der St. Sebaſtianuskirche.

Morgens 8 Uhr: hl. Meſſe mit Predigt. — Nachmittags 5 Uhr Andacht.

In der Hoſpitalkirche.

Morgens 8 Uhr: hl. Meſſe. — Nachmittags $^1/_2$5 Uhr: Segens-Andacht.

Jeden Freitag, Nachmittags 5 Uhr: Andacht für die Verſtorbenen.

In der Waiſenhaus-Kapelle.

Morgens 7 Uhr: hl. Meſſe. — Nachmittags 6 Uhr: Andacht.

Jeden Dienſtag, Nachmittags $^1/_2$7 Uhr: St. Anna-Andacht.

In der Alexianer-Kloſterkirche.

Sonntag, den 30., Montag, den 31. Auguſt und Dienſtag, den 1. September 1903.

Vierzigſtündiges Gebet.

An allen drei Tagen:

Morgens 5 Uhr: Ausſetzung des allerheiligſten Sakramentes und hl. Meſſe; desgl. an allen drei Tagen. — 7$^1/_4$ Uhr: hl. Meſſe. — 8 Uhr: Feierliches Hochamt. — Sonntag und Montag, Nachmittags 5 Uhr, Dienſtag, Nachmittags 6 Uhr: Complet und Litanei; am Dienſtag zum Schluſſe feierliches Te Deum.

Dieſer Andacht hat Papſt Clemens XIII. durch Decret vom 23. Juli 1765 einen vollkommenen Ablaß bewilligt, welchen alle Chriſtgläubigen nach reumüthiger Beichte und würdiger hl. Communion gewinnen können, wenn ſie vor dem ausgeſetzten Hochwürdigſten Gute in der genannten Kloſterkirche die von der Kirche vorgeſchriebenen Gebete verrichten.

An Wochentagen beginnt die hl. Meſſe um 7$^1/_4$ Uhr. Donnerſtag, Morgens 7$^1/_4$ Uhr: Segensmeſſe.

In der Kapelle zu Selikum.

Morgens 9 Uhr: hl. Meſſe mit Predigt.

Im Laufe der Woche.

In der Münſterkirche.

Donnerſtag, Morgens 7$^1/_4$ Uhr: Hochamt mit Segen.

Freitag, Morgens 9 Uhr: Herz-Jeſu-Hochamt mit Segen und Abbitte.

Samſtag, Nachmittags 6 Uhr: Salve-Andacht.

In der St. Marienkirche.

An den Wochentagen, Morgens 6 Uhr, 7$^1/_4$ Uhr und 9 Uhr: hl. Meſſen.

Montag, Morgens 9 Uhr: **Seelenamt für die Verſtorbenen, die auf dem alten Kirchhofe ruhen.**

Donnerſtag, Nachmittags 6 Uhr: Sakramentaliſche Andacht.

Freitag, Morgens 9 Uhr: Herz-Jeſu-Hochamt mit Abbitte und Segen.

Samſtag, Nachmittags 6 Uhr: Salve-Andacht.

In der St. Sebaſtianuskirche.

Donnerſtag, Nachmittags 6 Uhr: Sakraments-Andacht.

Verantwortlicher Redakteur: Joſ. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

Die heilige Hedwig, Ahnfrau Kaiſer Wilhelms.

Am 24. Auguſt iſt zum 700. Male der Tag erſchienen, an dem die heilige Hedwig, Herzogin von Schleſien und Polen, den Grundſtein zu der Kirche und Kloſter zu Trebnitz gelegt hat zum Dank für die Errettung ihres Gemahls d. Herzogs Heinrichs aus Todesnoth. Hier in dieſem Kloſter, das ſie zum Aufenthalt der Ziſterzienſer Nonnen beſtimmte, hat ſie nach dem Tode ihres Gemahls vom Jahre 1238 an gelebt und dort am 13. Oktober 1243 den Tod erlitten. Sie wurde 1268 kanoniſiert und gilt als Schutzpatronin Schleſiens. Die Kloſterkirche iſt auch ihre Ruheſtätte geworden. Ein mächtiges Grabmal errichtet im Jahre 1680, mit Marmorſarkophag enthält die Gebeine der Landespatronin mit Ausnahme des Schädels, der als Gegenſtand beſonderer Verehrung in der Sakriſtei aufbewahrt wird und eines Armes, der von Friedrich dem Großen für die Berliner Hedwigskirche erbeten wurde. Auf dem Deckel des Sarges ruht ein Alabaſterſtatue der heiligen Hedwig. Darüber erhebt ſich der gewaltige Baldachin auf 14 ſchwarzen Marmorſäulen. Vor dem Grabmahl ſteht der Altar mit der Koloſſalſtatue der heiligen Hedwig und der heiligen Eliſabeth von Thüringen auf der anderen Seite. Beide ſind hier als ſorgende Mütter der Armen dargeſtellt. Die Jubelfeier der Kirche erhält dadurch eine beſondere Weihe, daß ſich auch unſer Kaiſer an dieſem Ehrentage ſeiner Ahnfrau durch den Prinzen Friedrich Heinrich vertreten laſſen wird.

Die Erbſchaft.

In dem Oberamtsſtädtchen B. des Königreichs Württemberg lebte in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein armer, achtbarer Bürger Johann David R. Er war ein gelernter Metzger und trieb dieſes Gewerbe, ſo gut und ſchlecht er konnte.

Seine Frau war wahrhaft eine Hausfrau, ſchlicht und recht; ſie half ihrem Manne arbeiten und die Sachen zuſammenhalten.

Eines Tages ging dem Gerichte in B. von Amerika die Nachricht zu, daß ein ehemaliger Bürger aus dem württembergiſchen Städtchen B., Namens Johann David R., welcher vor einigen Jahren ausgewandert und ſeither als verſchollen betrachtet worden war, am Erieſee geſtorben ſei. Derſelbe habe ein Teſtament hinterlaſſen, dem zufolge ein Bruder des Verſtorbenen (der Oheim unſeres Metzgers Johann David) zum Erben eingeſetzt wurde. Die Erbſchaft betrage mehr als 50,000 Dollars. Nun aber war der Oheim auch ſchon längſt kinderlos geſtorben, und es waren die kühnſten Träume unſeres Johann David mit einem Schlage erfüllt. Da er nämlich der alleinige Verwandte dieſes Oheims war, ſo fiel ihm Alles zu.

Die Aufregung, in welche er dadurch kam, zu beſchreiben, iſt kaum möglich. Sofort wurden die nöthigen Schritte gethan, Papiere und Vollmachten nach Amerika abgeſandt ꝛc.; aber es verging mehr als ein Jahr, und noch war die Erbſchaft nicht angekommen.

Endlich kam ein Schreiben, daß ein zweites Teſtament vorliege; auch zweifle man an der Identität des Erben; — mit einem Wort, die Amerikaner waren nicht gewillt, ſo viel Geld herauszugeben, und machten deshalb allerlei Vorwände, um die Anſprüche Johann Davids zu hintertreiben. So ſchien ihm ſeine Erbſchaft ſchließlich noch zu Waſſer zu werden.

Aber Johann David hatte Energie und wollte ſich ſein Recht nicht gutwillig entreißen laſſen. Endlich kam er zu einem Entſchluß, welchen er auch gleich ſeiner Frau mittheilte. „Entweder — ſagte er — muß es biegen oder brechen. Die Hälfe meines jetzigen Beſitzthums ſetze ich ein und gehe ſelbſt nach Amerika. Bekomme ich die Erbſchaft, dann iſt es recht — wenn nicht, ſo probire ich es in der neuen Welt mit Arbeiten und laſſe ſpäter Frau und Kinder nachkommen; ſchlechter wird es drüben auch nicht ſein!“

Geſagt, gethan. Ein Acker wurde verkauft und obendrein eine Schuld aufgenommen und ſo die Summe von 1200 Mark zuſammengebracht. So reiſte er, mit den nöthigen Papieren verſehen und auch von einem Sachkundigen wohl unterrichtet, über das Meer.

Seine Seereiſe ging glücklich von ſtatten. Aber in Amerika fingen die Mühſale erſt recht an. Johann David

war der engliſchen Sprache nicht kundig, auch waren ſeine Mittel ſehr bald zuſammengeſchmolzen, ſo daß er genöthigt war, dazwiſchen hinein durch ſeiner Hände Arbeit ſoviel zu verdienen, daß er weiter operiren und endlich ſeinen Proceß beginnen konnte. Denn ohne einen ſolchen, das ſah er bald ein, bekam er nichts. Man trachtete ihm ſogar nach dem Leben und ſuchte ſeine gerechten Anſprüche auf alle mögliche Weiſe zu vernichten. Es war ein Leben voll der größten Sorge, Anſtrengung, Arbeit und Mühe. Aber Johann David war auf ſeiner Hut, vorſichtig und zähe; auch nahm ſich ſeiner ein Landsmann an, ein Rechtsgelehrter, natürlich gegen nachherige Vergütung für den Fall, daß der Proceß gewonnen würde.

Endlich gelang es, einen großen Theil des Erbens heraus zu bekommen, und ſo brachte er nach Abzug der Proceß- und Reiſekoſten mehr als 30,000 Dollars nach Deutſchland zurück, eine Summe, welche für die damalige Zeit ein großes Vermögen war. Beinahe drei Jahre waren dahin, ſeit Johann David von Hauſe abweſend war. Wie er nun wieder aus dem Schiffe ſtieg und in Hamburg das Land betrat, da war es ihm, als wäre er neugeboren. Die Seinigen ahnten ſeine Ankunft nicht. Nur einigemal hatten ſie Nachricht von ihm erhalten; manche Briefe waren verloren gegangen, und da in der letzten Zeit kein Lebenszeichen von ihm kam, ſo beweinten ſie ihn für todt. Die Mutter hatte eine ſchwere Zeit, viel härter als zuvor. Da der beſte Acker verkauft worden und auch noch eine Schuld gemacht war, um die Reiſe zu ermöglichen, ſo wußte ſie oftmals nicht, wo ſie Brod für ihre Kinder hernehmen ſollte. Aus den früheren Tagen der Arbeit waren Tage der Sorge, aus den Tagen der Sorge waren Tage der Noth und des Elends geworden. Oft ſchon hatte ſie den Tag, an dem ihr Mann gegangen war, um einem gewiſſen Glück nachzujagen, tief bedauert.

So ſaß die Anna Barbara auch eines Sonntags Nachmittags in ihrer ſtillen, armſeligen Stube und weinte, daß die Tropfen auf das Gebetbuch fielen, das aufgeſchlagen ihr auf dem Schooße lag. Da erſchallte auf einmal der ſchmetternde Ton eines Hornes, eine Poſtkutſche fuhr raſſelnd in das Städtchen herein, und an allen Fenſtern wurden die Köpfe der Bewohner und Bewohnerinnen ſichtbar. Auch die Anna Barbara war aufgeſtanden und ſchaute auf die Straße. Eine Extrapoſt war es — eine Seltenheit im Städtchen. Aber wie ſtaunte ſie, als die Kutſche vor ihrem Häuschen hielt und ein elegant gekleideter Herr mit gebräuntem Geſicht und großem Barte gerade vor ihrer Thüre herausſtieg!

Die gute Frau traute ihren Augen kaum, als ſie vor das Haus trat. War das wirklich ihr Mann?

Sprachlos ſtand ſie da und ſchaute den Fremden an. Erſt als dieſer in gut ſchwäbiſchem Dialekt ſagte: „Annabärbel, kennſt’ mich nimmer, ich bin ja Dein Hansdavid,“ da weinte und lachte ſie zugleich vor Freude und flog ihm an den Hals.

„O, daß Du doch wieder gekommen biſt?“ rief ſie, „ich habe geglaubt, Du ſeieſt längſt geſtorben. Ach, warum haſt Du denn nicht geſchrieben?“

Auch die Kinder kamen herbei und jubelten voll Freude über die Heimkehr ihres Vaters.

„Es iſt ein wahres Wunder, daß ich noch lebe,“ ſagte dieſer, „tauſend und abertauſend Gefahren habe ich beſtehen müſſen, aber ich ruhte und raſtete nicht, bis ich mein Ziel erreicht hatte. Zwar erhielt ich bei weitem nicht alles, was mir gehörte, aber ich dachte, lieber weniger als am Ende gar nichts. „Doch,“ ſetzte er ſtolz lächelnd bei, „es reicht ſchon aus.“

„Es reicht ſchon aus,“ wiederholte Johann David ſelbſtbewußt, „was ich mitgebracht habe.“ Dabei zeigte er auf einige Tönnchen, die mit Geld gefüllt waren, auch brachte er allerlei Seltenheiten zum Vorſchein. Man ging in das Haus hinein, nachdem der Poſtknecht, Hansdavid, die Frau und die Buben alle die Päckchen und Kiſten, Fäßchen ꝛc. in’s Haus geſchafft hatten.

Dann rieb er ſich vergnügt die Hände und ſagte: „Jetzt wollen wir es uns wohl ſein laſſen und unſer Leben genießen. Zu arbeiten brauchſt Du jetzt auch nicht mehr,“ fügte er zu ſeiner Frau gewendet hinzu, „und meine Kinder ſollen wie Prinzen und Prinzeſſinnen erzogen werden.“

Nun kramte Johann David ſeidene Stoffe und Schmuckſachen aus. Die Anna Barbara traute ihren Augen kaum. —

„Je,“ meinte ſie, „das iſt viel zu fürnehm für unſer Eins! Solch’ ſchöne Kleider hat ja nicht einmal die Oberamtmännin?“ Während ſie ſo ſprach, hing ſie ſich aber doch zugleich die goldene Kette mit den Medaillon um den Hals, legte den großen ſeidenen Shawl um ihre Schultern und betrachtete ſich wohlgefällig in dem kleinen Spiegelchen, das in dem Zimmer hing. Ihr übriger Anzug von grobem, ſelbſt gewobenem Leinenſtoff ſowie die plumpen Schuhe ſtachen gar poſſierlich gegen die neuen eleganten Stücke ab.

„Was? nicht paſſen und zu ſchön ſein!“ wiederholte ihr Gemahl, „Annabärbel, Du biſt jetzt zehnmal reicher als die Reichſten hier im Städtchen, und ſo einer hungrigen Oberamtmännin kannſt Du es noch lange zuvorthun. In Amerika fragt man nach keinem Beamten etwas; wer das meiſte Geld hat, iſt dort der Angeſehenſte, deshalb ſind wir auch die Erſten in der Stadt und wollen es den hochmüthigen Herrenleuten auch zeigen.“

So war der Weg ziemlich klar angedeutet, den man einſchlagen wollte. Er war richtig der Weg aller Derjenigen, welche das raſch gewonnene Geld nicht beherrſchen und den ſchnellen Wechſel von der Armuth zum Reichthum nicht ertragen können.

Und nun ging’s raſch vorwärts auf dieſem Wege. Daß man in dem alten Häuschen nicht bleiben wollte und konnte, war klar und natürlich. Der neue „Herr Johann David“ kaufte um eine unverhältnißmäßig hohe Summe raſch ein ſchönes Haus auf dem Marktplatze und richtete es koſtbar ein. An ſich wäre das nun gerade noch nichts Anrechtes geweſen, aber daß er nun keinen Beruf, keine Beſchäftigung mehr hatte, das war der erſte Schritt zu ſeinem ſicheren Verderben. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang in jedem Stande. Auch die Kinder wurden zu keiner ernſten Thätigkeit angehalten. Näſchereien und Tändeleien wurden ihnen in Menge beſcheert, und die verblendeten Eltern meinten damit für die ſtandesgemäße Erziehung derſelben gut und genug geſorgt zu haben. Die Frau fand an dem Schlaraffenleben bald auch Gefallen und putzte ſich, wie alle jene Leute, die keinen Takt und kein Gefühl für das eigentlich Schickliche haben und unvermuthet zu Reichthum gelangen, auf die wunderlichſte Art heraus. Selbſt an den Werktagen ſtolzirte ſie in Seide und Sammt einher und behängte ſich mit Gold- und Granatſchmuck. Und erſt des Sonntags! Wenn die Frau Babette (wie ſie ſich umgetauft hatte) in die Kirche ging, weniger um des Kirchengebotes willen, als um ihren Staat zu zeigen, wie prangte ſie da! Und wenn z. B. ein Opferbecken aufgeſtellt war und andere Leute beſcheiden ihren Groſchen oder Sechſer hineinwarfen, da ließ ſie ihren Silberthaler mit Oſtentation hineinfallen; daß ſie aber im Geheimen etwas Gutes gethan hätte, davon erzählte kein Armer etwas.

Bald hielt man auch Viſiten und Gaſtereien, wo es Geſottenes und Gebratenes in Hülle und Fülle gab; um um ſo magerer aber fiel die geiſtige Unterhaltung aus. Alle Honoratioren, von denen man annahm, daß ſie kommen würden, wurden eingeladen, wobei gerade die Beſten und wahrhaft Feingebildeten ſich fern hielten.

Im Gegenſatz dazu wurden die ärmeren Leute, welchen David und Annabärbel früher gleich geſtanden, gänzlich überſehen, höchſtens hatte man noch einen vornehmen Gruß für ſie. Johann David hatte ſich einen Jagdhund zu erwerben gewußt, hielt Pferde und Hunde und ging oder ritt auf die Jagd. Dabei gab’s natürlich Hunger und Durſt; darauf ging er in das Wirthshaus, und da zechte und ſpielte er mit Gleichgeſinnten, die ſich um’s bezahlte Bier ja überall finden. So wurde ein Tag um den andern todtgeſchlagen. Ein Mann, der ſich nicht geiſtig beſchäftigen kann, und ſei er auch noch ſo vornehm, wird regelmäßig ein Schlemmer und Trinker, wenn er keine Arbeit und keinen Beruf hat und das Vergnügen zu ſeinem einzigen Lebenszwecke macht. So ging’s auch dem Johann David. „Und wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen.“ Die Buben David’s lungerten im Städtchen umher und trieben allen möglichen Muthwillen und Schabernack, ohne daneben etwas in der Schule zu lernen. Hatten ſie einem armen Kinde ein Leids gethan und beklagten ſich deshalb die Eltern, dann beſchwichtigte die Annabarbel ſie vornehm mit einem Geldſtück oder dergleichen, und es war abgethan. Daß aber nachher die Uebelthäter vom Vater oder der Mutter dafür

beſtraft wurden, das kam nie vor, weßhalb ſie nur um ſo ungeſcheuter ihr Weſen trieben.

So ging’s längere Zeit fort in dem Hauſe des ſchnell reich gewordenen Johann David. Aber der Dichter ſagt von einem Verſchwender:

Er lebte wie der verlorene Sohn,
Ließ allen Gelüſten die Zügel:
Der falſche Mammon — er floh davon,
Als hätt’ er Gebeine und Flügel.

So ging es gar bald auch Johann David. Einige bedeutende Verluſte bei mehreren Kaufleuten, bei denen er ſein Geld ſtehen hatte, trugen dazu bei, ſein Vermögen um ſo raſcher zu vermindern. Immer noch dachte der verblendete Mann nicht daran, ſeiner Verſchwendung Einhalt zu thun. Seine beiden älteſten Söhne halfen ihm vollends hierzu, möglichſt bald völlig auf den Sand zu kommen. Arbeiten hatten der Mann ganz verlernt, das üppige Leben war ihm zur zweiten Natur geworden und ſeine Gewiſſensbiſſe ſuchte er ſich im Wirthshaus zu vertreiben. So trieb er es noch eine Zeit lang fort. Als beinahe alles verpraßt war, that endlich die Gemeinde dem Verſchwender Einhalt. Sie wollte nicht ſpäter, wenn gar nichts mehr da ſei, ſich die Laſt aufladen, am Ende die Familie im Armenhaus oder Spital auf allgemeine Unkoſten erhalten zu müſſen, was man bei ſchuldlos Verarmten ja nicht umgehen kann. Eine Vermögensunterſuchung wurde vorgenommen, Johann David ſodann unter Kuratel geſtellt und ſein Vermögen amtlich verwaltet, ſo daß er nur noch die Zinſen von den paar übrig gebliebenen Gulden verbrauchen durfte. Das war zu viel für den üppigen und ſtolzen Mann, ſchon längſt hatte die Genußſucht jede beſſere Regung in ihm erſtickt. Von einem Gebet und etwas Aehnlichem war ſeit langem keine Rede mehr geweſen, die Keime zu dieſer Verwahrloſung hatte er von Amerika mitgebracht, und ſein Glück hatte ihn vollends übermüthig gemacht. Was Wunder alſo, wenn er jetzt irgends einen Halt und eine Stütze fand, da er ſein bisheriges Schlaraffenleben nicht mehr fortſetzen konnte.

Sein Ende war das ärgſte, was man ſich denken kann. Eines Tages fand man ihn mit zerſchmettertem Schädel vor im Walde; er hatte ſein Leben mit Selbſtmord geendet.

Seine Frau, die Babette, war tief erſchüttert. Auf ſolch’ ein ſchreckliches Ende ihres vermeinten Glückes war ſie nicht vorbereitet geweſen. Sie wurde krank und ein Jahr ſpäter trug man ſie auch hinaus auf den Kirchhof. Sie war noch rechtzeitig in ſich gegangen und hatte ihren Leichtſinn und ihre Eitelkeit bereut; aber der Gram und die Entbehrungen nagten fortwährend an ihrem Herzen und führten ſie in noch ziemlich jungen Jahren dem ſchnellen Tode entgegen.

Tauſend Louisdor — oder die Guillotine.

Frau Düdon, Gemahlin des General-Procurators im Parlamente von Bordeaux, beſeufzte ſchmerzlichſt im Schloß ihrer Familie die Einkerkerung ihres Gatten und die Gefahren, denen ſie ihn — ſeit der Errichtung einer Revolutions-Commiſſion in dieſer Stadt, ausgeſetzt ſah.

Sie erfuhr indeſſen, daß man mit Geld die Proſcribirten retten könne. — Einhundert Louisd’or waren aber Alles was ihr übrig geblieben, um ihr und ihrer Kinder Leben auf einige Zeit zu friſten. Sie hatte ſie aus den Trümmern ihres alten Wohlſtandes geborgen und in einem Schreibpult verſteckt, wo ſie mehr als einmal den habſüchtigen Nachforſchungen der Republikaner entronnen waren. — Jetzt bot ſie, in der Hoffnung, ihren Mann zu befreien, dieſe hundert Louisd’or für ſeine Rettung dem Revolutions-Ausſchuſſe dar.

Der Präſident Lacombe nimmt ohne Zögern die Summe an.

Voll Freude eilt die Unglückliche in ihr Haus; ſie nimmt das Geld aus dem Schreibpult, vergißt aber in ihrer Haſt und Verwirrung — neun Goldſtücke.

Sie fliegt zum Unterhändler des Revolutions-Präſidenten und glaubt die hundert Louisd’or völlig bei ſich zu haben. — Der Elende zählt das Geld, und da er nur 91 Stücke findet, geräth er in Zorn, ſchimpft das arme Weib aus und ſagt ihr: „Wenn du nicht augenglicklich die fehlende Stücke hierherbringeſt, ſo iſt der Tod Deines Mannes gewiß!“

Frau Düdon läuft, was ſie laufen kann, ſucht daheim die neun Goldſtücke und bringt ſie auf der Stelle.